

Christina Fonthes
Wohin du auch gehst

ROMAN

Aus dem Englischen von
Michaela Grabinger

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2025
bei Tinder Press, London, unter dem Titel:
»Where You Go, I Will Go«
Copyright © 2023 Christina Fonthes
Covermotiv: Gemälde von Tamara Tashna Downes,
»Ngozi«, 2022
Copyright © Tamara Tashna Downes

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde
vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2025 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2025
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
80/25/852/1
ISBN 978 3 257 07355 3

Inhalt

PROLOG

Mira

Gombe, Kinshasa, 1974

7

ERSTER TEIL

Elizabeth Estate,

London, 2004

Gombe, Kinshasa, 1981

13

ZWEITER TEIL

Calypso Court,

London, 2005–2006

Brüssel, 1987

Paris, 1989

137

DRITTER TEIL
Lavender Gardens,
London, 2006
London, 1990–1997
Brighton, 2006
275

VIERTER TEIL
Forest Hill,
London, 2006
Kinshasa, 2007
Binza, Kinshasa, 1981
Mbandaka, 1982
359

GLOSSAR
409

Prolog

MIRA

Gombe, Kinshasa, November 1974

Indépendance cha-cha to zuwi ye!« Papa pfeift das Unabhängigkeitslied von Zaire, und Mira singt dazu, während die Familie in Papas weißem Mercedes die zehn Kilometer vom Bungalow in Limété zum neuen, dreistöckigen Haus in Gombe fährt. Draußen geht zwischen den vorbeisausenden Palmen und hohen Gebäuden die Sonne am bleichen Himmel auf, und Mira entdeckt den Streifen aus klarem blauem Wasser am Horizont.

»Der Fluss Zaire!«, ruft sie und sagt zu Ya Eugénie, die neben ihr sitzt: »Wir sind doch gleich in Gombe, oder, *yaya?*«

Ihre Schwester blickt von ihrem Biologiebuch auf und sieht aus dem Fenster. Ya Eugénies Haare sind zu Sternchen-Cornrows geflochten, und sie trägt wie Mira ein weißes Kleid, aber ohne Schleifen und Spitze. Obwohl es nur ein Umzug ist, hat Mama auf den Sonntagskleidern bestanden, damit die neuen Nachbarn in Gombe sie nicht für arm oder unzivilisiert halten.

»Ja, bald«, erwidert Ya Eugénie und zupft einen Fussel aus Miras Braids. »Musst du schon wieder aufs Klo?«

Mira schüttelt den Kopf und betrachtet mit großen Au-

gen die hervorkommende Sonne, deren Licht sich über das Wasser des Flusses verteilt; es glitzert wie der Diamant in dem goldenen Kruzifix, das Papa ihr zur Erstkommunion geschenkt hat. Mama hat ihr erlaubt, das Halskettchen an diesem Morgen zu tragen, aber sie musste versprechen, es nicht wie so oft beim *nzango* zu verlieren.

Draußen bestücken die Marktfrauen gerade erst ihre Stände. Ya Eugénie hat Mira geweckt, als es noch dunkel war, damit sie rechtzeitig losfahren konnten.

»Es ist Regenzeit. Ich will nicht in ein Gewitter geraten«, hatte Papa gemahnt. Jetzt zwirbelt Mira das Kruzifix zwischen den Fingern und lächelt. Endlich empfindet auch sie, was ihre Eltern und ihre Schwester schon Monate vor dem Umzug empfunden haben. Das Gefühl ist vielleicht nicht so stark wie vor ein paar Wochen im Stade du 20 Mai, als sie sich den Boxkampf der beiden Amerikaner angesehen haben. Noch Tage danach hat ganz Kinshasa auf den Straßen getanzt und »*Ali boma ye!*« – »Ali, töte ihn!« – gesungen. Nein, ganz so stark ist das Gefühl nicht, aber es ist da und steigt vom Bauch in die Fingerspitzen: Vorfreude.

Als Papa einige Monate zuvor verkündet hat, dass sie nach Gombe ziehen würden, ist Mira Ya Eugénie durch den Garten gefolgt, während Ya Eugénie ihre und Miras Schuluniform von der Leine nahm.

»Papa repariert jetzt keine Flugzeuge mehr, er fliegt sie«, hat Ya Eugénie ihr erklärt.

Mira, für die bis dahin nur der Sieg bei der *nzango*-Meisterschaft wichtig war und sonst nichts, stieß mit der Zunge an ihren Wackelzahn. »Aber warum müssen wir deswegen umziehen?«, jammerte sie. »Warum kann er nicht Flug-

zeuge fliegen und wir können trotzdem weiter hier wohnen?»

Der Garten war voller vertrauter Geräusche – Nachbarn grüßten einander, aus einem Radio tönte kongolesischer Rumba, *pondu*-blätter wurden im Mörser zerstampft – der dumpfe Schlag des Stößels traf das Holz in einem gleichmäßigen Rhythmus, und der erdige Geruch verbreitete sich auf dem ganzen Grundstück. Limété war Miras Zuhause. Sie kannte die Nachbarn und grüßte jeden außer Mama Maloba, der alle aus dem Weg gingen, weil sie einen immer mit der Frage »Hast du schon von der Sache mit dem und dem gehört?« überfiel.

Ya Eugénie versuchte ihr zu erklären, dass jetzt, da Papa geprüfter Pilot war, Leute wie sie nach Gombe gehörten. Dass in Limété vor allem *fonctionnaires* wohnten – Mama Malobas Mann zum Beispiel –, Staatsbeamte, die in den hohen Gebäuden arbeiteten, an denen Mira jeden Tag auf der Fahrt in die Schule vorbeikam. In Gombe dagegen würden ihre Nachbarn in solchen Gebäuden nicht arbeiten, sondern sie würden ihnen gehören. Ya Eugénie erzählte das, als wäre es wichtig. Aber was interessierte Mira schon, wem was gehörte? Und wenn das neue Haus größer war – na und?

Sie biegen in eine breite, von Eisentoren und säuberlich gestutzten Hecken gesäumte Straße. Papa bremst vor einem Haus, das so breit ist wie drei Bungalows in Limété. Er trägt weder seinen *abacost* noch seine Pilotenuniform, sondern ein T-Shirt, auf das in Grün und Rot *Zaire 74* und ein Foto der beiden Boxer gedruckt ist. Mira starrt auf das kastenförmige, hoch aufragende Haus, dessen Giebel so perfekt dreieckig ist, als hätte es jemand gezeichnet.

»Na, willst du immer noch zurück nach Limété?«, stichelt Ya Eugénie beim Aussteigen und nimmt Miras Hand. Mira ist zu verblüfft, um zu antworten. Sie reißt sich los und läuft zum Garten, denn sie hat die Rosensträucher und den leeren Pool gesehen.

»Ein Swimmingpool!« Ihr stockt vor Aufregung der Atem.

Sie geht um das Haus herum und entdeckt Papas Arbeitszimmer, in dem die Umzugshelfer schon die Kisten mit Büchern und Platten gestapelt haben. Über dem Schreibtisch hängen die beiden Fotos aus dem Wohnzimmer in Limété. Das erste zeigt Patrice Lumumba, den Mann mit dem Seitenscheitel und der Brille.

»Ohne Lumumba wären wir noch immer Untertanen des belgischen Königs«, hat Papa jedes Mal gesagt, wenn sein Blick auf das Bild fiel. Und den ersten Satz von Lumumbas Unabhängigkeitsrede mussten Mira und Ya Eugénie auf Papas Befehl auswendig lernen:

»Meine Freunde, die ihr unermüdlich an unserer Seite gekämpft habt – ich bitte euch, diesen 30. Juni 1960 zu einem denkwürdigen Tag zu machen, der sich für immer in unsere Herzen einbrennt, zu einem Tag, von dem ihr voller Stolz euren Kindern erzählen werdet, damit sie wiederum ihren Enkeln und Urenkeln von der ruhmreichen Geschichte unseres Freiheitskampfes berichten können.«

Auf dem zweiten Foto ist Mobutu, genannt Le Maréchal, in seiner Leopardenfellmütze zu sehen. Le Maréchal hat

Kongo in Zaire umbenannt und aus dem Staat eine Nation gemacht, sagt Papa immer. Doch genauso wenig, wie Mira weiß, was ›unzivilisiert‹ bedeutet – Mama nimmt das Wort oft in den Mund –, kennt sie den Unterschied zwischen Staat und Nation, und auch was ›Unabhängigkeit‹ heißt, ist ihr nicht klar, aber sie freut sich darüber, wie Papa jedes Mal lächelt, wenn sie die Rede vorträgt, ohne zu stocken.

Sie macht weiter mit der Erkundung des neuen Hauses, hüpfte die Marmortreppe hinauf und hinunter und betrachtet vom Balkon aus den Avocadobaum, während der Rest der Familie auspackt.

Als die Sonne viele Stunden später verschwunden und der Himmel schon schwarz ist, fährt Papa mit ihnen zu einem Restaurant. Mira bestellt als Nachtisch Vanilleeis, schläft aber ein, bevor es serviert wird, und Papa wirft sie sich über die Schulter und trägt sie zum Auto.

Auf dem Rückweg wird Mira von Rauchgestank und dem Lärm einer aufgebracht Menschenmenge geweckt.

»*Ngoya – oyo nini?* Uh, was ist da los?«, fragt Mama mit zitternder Stimme, und die Zipfel ihrer *kitambala* schwingen nach links und rechts, während sie aus dem Fenster schaut. Mira blickt zu Ya Eugénie auf; die hat schon ihren Gurt geöffnet, ist ganz dicht an sie herangerutscht und schirmt sie mit dem Arm ab. Papa drosselt das Tempo. Als sie sich der Straße nähern, die zu ihrem Haus führt, wird das Stimmengewirr lauter, der Rauch dichter. Der Mob umringt etwas, aber was?

Mira späht ins Gedränge – Frauen in *liputas* und Nachthemden, Männer in Bademänteln und Schlafanzügen. Alle

schreien, alle recken die Fäuste in die Luft. Als sich die Menge teilt, sieht Mira die rußschwarze, leblose Gestalt eines Menschen, der an einen Holzpfehl gebunden ist. Zu ihren Füßen liegen verklumpte Autoreifen, aus denen orange Flammen züngeln. Sie starrt mit riesigen Augen und offenem Mund auf die brennende Gestalt. Ya Eugénie zieht ihre Schwester weg und hält ihr die Augen zu, doch das Bild hat sich Mira schon eingebrannt. Sie stößt mit der Zunge an den wackeligen Zahn; der Zahn fällt heraus. Blut tropft auf ihr weißes Kleid.

»Wie erwischt?«, fragt Mira ihre Schwester später, als Ya Eugénie Miras Braids löst und die Strähnen für die Nacht mit Garn umwickelt.

»Man hat sie zusammen erwischt, zwei Frauen«, antwortet Ya Eugénie im gleichen Ton, in dem Mama spricht, wenn sie will, dass Mira zu fragen aufhört.

Aber wie kann man zwei Frauen erwischen? Hatten sie etwas gestohlen? Bevor sie noch etwas sagen kann, blitzt und donnert es. Und wieder sieht Mira die brennende Frau vor sich.

Regenzeit.

I

Elizabeth Estate,
London, 2004
Gombe, Kinshasa, 1981
Mbandaka, 1982

I

BIJOUX

London, 2004

Schweigen heißt nicht, dass nichts zu hören ist; Schweigen ist eine Sprache. Und wie jede Sprache muss man sie erlernen. In meinem ersten Jahr in London brachten mir die Lehrerinnen in der Schule englische Wörter und Ausdrücke bei. Ich erfuhr etwas über den Schwarzen Tod und die Pulverschwörung und Guy Fawkes, der das Parlament in die Luft hatte sprengen wollen. Ich lernte meinen Akzent verlieren, damit mich die englischen und jamaikanischen Kinder nicht »afrikanischer *boubou*« nannten. Und zu Hause lernte ich, Tonlage und Besonderheit von Tantine Mireilles jeweiligem Schweigen zu deuten. Es gab sanftes Schweigen, das wie Wasser aus einer Quelle floss – das Schweigen, mit dem sie mich morgens begrüßte, bevor sie zum Putzen ins Krankenhaus ging, wenn sie noch erdig nach schwarzer Dudu-Osun-Seife roch. Und es gab hartes Schweigen, das wie eine pralle Regenwolke über mir hing – und kurz darauf, manchmal auch erst Tage später, entlud sich das Gewitter. Fünfzehn Jahre nach meiner Ankunft sollte ich lernen, dass man Schweigen – wie Herzen, Menschen und Versprechen – brechen kann.

Wir wohnten in Elizabeth Estate – zwei halbkreisförmige, durch einen breiten ziegelroten Gehweg voneinander getrennte Häuserblocks –, und wie alle Sozialbauten in Kilburn beherbergte auch unserer mehr als hundert Familien so dicht an dicht, dass aus dem anderen Block Bob Marleys wummerndes *One Love* zu hören war und gleichzeitig aus der Nachbarwohnung das plärrende Kind, das sich gerade eine gefangen hatte. Wer aufmerksam lauschte, bekam das leise Stöhnen einen Stock über uns mit; wer noch gründlicher horchte, bemerkte, dass die Stimme des Mannes anders klang als die Stimme des Mannes, der jeden Morgen zur Arbeit ging.

Im Frühling blühten die korallenroten und gelben Pfingstrosen in den Blumenampeln von Mrs Pinto, und die Betonwände von Elizabeth Estate wirkten nicht mehr so trist. Im Sommer mischte sich der Duft von gebratenen Zwiebeln, Currygemüse, Kalamata-Oliven und Ziegenfleisch mit dem Schweiß der Kinder, die den Bewohnern Klingelstreiche spielten und fünf gegen fünf kickten, obwohl im Hof ein grün-weißes Schild mit der Aufschrift BALLSPIELEN VERBOTEN stand. Und im Notting Hill Carnival drehten die jungen Leute Bashment und Dancehall ordentlich auf.

Nach dem Guy-Fawkes-Feuwerk im November mit üblicherweise illegal beschafften Böllern fiel Elizabeth Estate wie der Rest von London ins Koma. An den Wäscheleinen hingen keine bunten indischen Kamiz-Hemden und Bettbezüge mehr, kein Eiswagen kam, dem man hätte nachrennen können, die Planschbecken waren eingemottet, die Flüche der Kinder der zweiten Generation, die darauf ver-

trauten, dass ihre Eltern die Kraftausdrücke nicht kannten, mit denen sie um sich warfen – Fotze, Arschloch, Wichser –, waren nicht mehr zu hören. Keine Arme ruhten mehr auf Balkonbrüstungen, keine Ciderdosen wurden auf ex geleert, keine Kippen weggeschnippt. Die einzigen Farbtupfer waren der gelbe Schein in den Doppelglasfenstern und die blau und rot zuckenden Lichter der Streifenwagen, die dem Gefühl nach immer genau in dem Moment auftauchten, wenn im Fernsehen *EastEnders* anfang. Das war die Zeit, in der die Bewohner von Elizabeth Estate schwarze und graue Mäntel trugen und sich hastig bewegten, in der ihre Gesichter so ausgebleicht waren wie die Flaggen an ihren Balkonen und verhärtet von einer stillen Trauer, als würden sie an zu Hause denken und grübeln, ob sich die Flucht ausgezahlt hatte.

An so einem Tag, zwei Wochen nachdem die Guy-Fawkes-Puppe auf der Brachfläche gegenüber Elizabeth Estate verbrannt worden war, saß Papa Pasteur in unserem Wohnzimmer, als ich heimkam. Ich hatte gerade den ersten Tag als Anwaltsgehilfin in der Kanzlei Bailey & Cunningham hinter mir und wollte mich mit Kay zu einer Fotoausstellung treffen, als Tantine Mireille anrief und mir befahl, sofort nach Hause zu kommen. Ich hasste es, wenn sie anrief. Wenn sie simste, wusste ich genau, was sie wollte – »Kauf Klopapier«, »Füll den Strom auf«, »Heute Abend Gebetswache«. Wenn sie anrief, hörte ich an ihrer Stimme, dass alles, was mich zu Hause erwartete, unweigerlich mit ihrem Schweigen enden würde. Zwölf Jahre war es her, dass ich Kinshasa verlassen hatte, seit zwölf Jahren wohnte ich bei Tantine Mireille in Elizabeth Estate, aber sie war mir so

fremd wie bei der ersten Begegnung am Abend nach der Ankunft von Mama und mir am Flughafen Heathrow. Als ich anrief, um Kay abzusagen, bekam ich die automatische Mailboxstimme zu hören; ich beendete meine Nachricht, wie ich in den zehn Monaten, die wir zusammen waren, alle Telefonate mit Kay beendet hatte – *love you*.

Als ich Elizabeth Estate erreichte, war der Himmel schon pechscharf, obwohl es noch früh am Abend war, und von der Brachfläche, wo Leute um ein Lagerfeuer saßen und tranken und lachten, stieg dicker Qualm auf. Die Guy-Fawkes-Nacht war schon zwei Wochen her, aber man hörte noch immer jeden Tag Feuerwerk krachen. An solchen Abenden, wenn die Luft so bitterkalt war, dass sie durch meine Yaki Braids drang – Farbton 1B, Naturschwarz –, vermisste ich Mama und Papa am meisten. Ich vermisste die weißen Säulen unseres Hauses in Binza und die malachitgrünen Flüsse von Mbandaka, wo ich mit Papa die Kaffeeplantage besichtigte und den Fischern zugesehen hatte, wie sie die Netze voller Süßwasserfische einholten. Ich vermisste die Malstunden bei Madame Mwanza, den Swimmingpool im Garten meiner Großeltern in Gombe, aber am meisten fehlte mir die Sonne. Mein zwölfter Winter in London, und ich hielt die Kälte noch immer nicht aus.

Am Nachthimmel knallte Feuerwerk, und ich legte instinktiv die Hände auf den Kopf und duckte mich. Ich war sofort wieder in Kinshasa – ein verängstigtes kleines Mädchen, das mit nass gepinkeltem Schulrock auf der Rückbank des Mazda kauert, während draußen geschossen wird. Zwölf Jahre waren vergangen, aber die Soldaten, die Kin-

shasa geplündert hatten, sah ich noch immer vor mir. Da waren wieder die Schreie, die Feuerwand rings um das Auto; der Rauch, die an die Stoßstange krachenden Körper. Ich öffnete die Augen und schluckte schwer, um den Rauchgeruch wegzukriegen, klappte den Mantelkragen nach oben und lief schnurstracks zum Haus, damit sich Tantine Mireille nicht beschwerte, weil ich zu spät zurückkam.

Im Haus roch es nach dem Eintopfgericht aus Maniokblättern, das Tantine Mireille zu besonderen Anlässen – also sehr selten – kochte. Kaum hatte ich die Eingangstür geschlossen, hörte ich ihn so laut und samtweich französisch sprechen wie auf dem Podium während der Sonntagspredigt in The Mountain, unserer Kirche – Papa Pasteur. Ich blieb wie angewurzelt stehen. Was hatte er bei uns zu suchen? Vorsichtig hängte ich meinen Mantel an den Haken und warf einen Blick auf den Kassierstromzähler. Das Notguthaben betrug gerade mal dreißig Pence. Bei der Kocherei würde das für den Abend nicht reichen, und Tantine Mireille würde mich schimpfen, weil ich nicht aufgefüllt hatte. Im Wohnzimmer saß Papa Pasteur im Sessel vor dem Fernseher, dem Sessel, in dem Kay und ich uns ein paar Wochen zuvor geliebt hatten, als Tantine Mireille zum Begräbnis von Großvater nach Kinshasa geflogen war.

»Unsere Tochter!« Papa Pasteur streckte mir lächelnd die Arme entgegen. Er trug wie üblich einen beigen Anzug und die glänzenden braunen Westons, die so laut knallten, wenn er auf dem Podium hin und her ging.

»Guten Abend, Papa Pasteur.« Ich küsste ihn auf beide Wangen.

Tantine Mireille saß mit gesenktem Kopf auf der Sofa-

kante. Ich sagte leise »Guten Abend«, aber sie antwortete nur mit Schweigen und nickte.

Nachdem ich aus dem Bahnhof Kilburn High Road gekommen war, hatte ich Kay noch mal angerufen und wieder nur ihre Mailbox erreicht, aber jetzt, beim Anblick von Papa Pasteur im Wohnzimmer, wurde mir klar, dass etwas passiert sein musste. Jemand hatte uns zusammen gesehen, ich war mir ganz sicher. Ich passte immer auf, wenn ich mit Kay ausging, aber unsere Gemeinde war inzwischen so viel größer geworden – jeder konnte uns gesehen haben. Kay war anders als alle Menschen, die ich zuvor gekannt hatte, ob in der Schule, an der Uni und erst recht in The Mountain. Sie hatte straffe Basketballerinnenbeine, und ihre Haut war rötlich braun wie abgefallenes Laub im Herbst, und ihr Blick ging so tief, dass man glaubte, alles, was es auf der Welt gab, wäre nur für einen selbst erschaffen worden. Wenn Tantine Mireille und ich sonntags nebeneinander in einer Mittelreihe in The Mountain saßen, rief ich mir das Duftgemisch aus Hasch und frischem Eau de Cologne in Erinnerung, anstatt Papa Pasteur zuzuhören, der von der Dämonenjagd predigte und den Segen Gottes erflehte. Wenn ich an sie dachte, hatte ich das Gefühl zu zerfallen – durch meinen ganzen Körper pochte Hitze, und zwischen den Beinen wurde ich nass. Wenn Kay vom Friseur kam und die Konturen geschärft waren und sie nach Mentholbalsam roch, schloss ich die Augen, sog den Duft ein und ließ mich tief ins Zerfallen gleiten.

»Lasset uns beten.« Papa Pasteur stand auf, nahm meine Hand und die von Tantine Mireille, und wir bildeten mitten im Wohnzimmer einen Halbkreis. Tantine Mireille hatte

sich eine alte *liputa* um die Taille gewickelt und trug das *Jesus rettet*-T-Shirt, in dem sie zu Hause immer rumlief. Die Buchstaben, die einmal den Namen von The Mountain – »Der Berg der Fülle und Befreiung« – ergeben hatten, waren verblasst und nur noch schwach zu erkennen, so abgenutzt war das Shirt. Die *kitambala* – ein langer Streifen dicker schwarzer Samt – hatte sie so fest um ihr Haar geschlungen, dass keine einzige Strähne hervorsah. Sie nahm die Fernbedienung und stellte den Fernseher leiser. Es lief gerade ein Nollywoodfilm – eine Frau hatte sich in eine Schlange verwandelt, und eine andere rief das Feuer des Heiligen Geistes um Beistand an.

Tantine Mireille und Papa Pasteur schlossen die Augen und bedeckten unser Haus mit dem Blut Jesu. Während sie beteten, sah ich mich im Wohnzimmer um, weil ich den Grund für Papa Pasteurs Besuch rausfinden wollte. Aber da war nichts außer dem alten, verschlissenen orangen Sofa, der Essgruppe mit dem wackligen Tischbein und dem Couchtisch, auf dem die Hausbibel und die Monatskarte von Tantine Mireille neben Papa Pasteurs in Leder gebundener Bibel und dem Schlüssel für seinen Lexus lagen. Vor dem Wohnzimmerfenster hing eine Satellitenschüssel, die Tantine Mireille angebracht hatte, damit sie Nollywoodfilme, God-TV und, noch wichtiger, Euronews und TV5 empfangen konnte – die einzigen Sender, die etwas über Kongo brachten. Seit sich alles geändert hatte, seit aus Zaire die Demokratische Republik Kongo geworden war, gab es immer irgendwelche Neuigkeiten: einen Putsch, einen Krieg, noch einen Krieg, einen neuen Präsidenten, noch einen neuen Präsidenten, eine neue Flagge, eine neue Rebel-

lengruppe. Trotzdem brachten die englischen Nachrichten nie was darüber, nicht mal, als fünf Millionen Menschen gestorben waren.

In der Wohnung hingen keine Fotos von Tantine Mireille und mir, dafür Holztafeln mit Bibelsprüchen. Auf der an der Wand zwischen Treppe und Wohnzimmer stand der Vers »Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen.« Über dem Küchenherd prangte »Habe deine Lust am Herrn; der wird dir geben, was dein Herz wünscht.«

Und an der Schlafzimmertür von Tantine Mireille hing der Spruch »Keiner Waffe, die gegen dich bereit ist, soll es gelingen.« Bis vor ein paar Jahren hatten auch noch Figürchen auf dem Fernsehtisch gestanden – zwei Frauen, die sich umarmten, und eine Frau mit einem Korb auf dem Kopf –, aber dann hatte Papa Pasteur eines Sonntags von der dämonischen Wirkung solcher kleiner Statuen gepredigt – dass die Welt der Finsternis sie benutzen würde, um mit unserer Welt in Verbindung zu treten –, und am nächsten Tag waren sie vom Fernsehtisch verschwunden.

»Amen.« Wir beendeten das Gebet, und als wir uns wieder setzten, zog ich mein Handy aus der Tasche, um Kay eine SMS zu schreiben – »Bin daheim, Pastor ist da«.

Aber bevor ich auf ›Senden‹ drücken konnte, fuhr mich Tantine Mireille an. »Bijoux!«

Ich erschrak, und das Handy fiel auf den Boden. Ich beugte mich vor, um es aufzuheben.

»Siehst du nicht, dass Papa Pasteur mit dir reden will?«, fauchte Tantine Mireille in reinem Lingala statt in ihrem üblichen Mischmasch aus Französisch, Lingala und Englisch.

»Es hat mit der Arbeit zu tun, ich –«, stammelte ich.

Sie warf mir einen strengen Blick zu. Ich war zu nervös, um das Handy vom Boden zu nehmen, und lehnte mich im Sessel zurück. Papa Pasteur rutschte auf seinem Sitz nach vorn. Wie immer erinnerte mich sein Gesicht an ein Rhinoceros, der bullige Körper, die wie ein V geformte Nasenspitze und der Haaransatz zu weit hinten am Kopf. Er legte los.

»Bruder Fabrice hat sein Masterstudium in Kanada abgeschlossen. Du warst ja sicherlich dabei, als er Zeugnis abgelegt hat.«

Ich nickte, aber wieso ging es plötzlich um Bruder Fabrice? Ich schielte zu Tantine Mireille, doch sie hielt den Kopf gesenkt.

»Schwester Bijoux«, fuhr Papa Pasteur fort, »es gibt im Leben jedes Menschen drei Abschnitte. Der erste ist die Geburt, der zweite die Ehe und der dritte der Tod. Die Bibel sagt uns: ›Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und seiner Frau anhängen, und sie werden sein ein Fleisch.« Er klopfte auf seine Bibel. »Schwester Bijoux, der Herr hat mir offenbart, dass die Zeit deines zweiten Lebensabschnitts gekommen ist: die Zeit der Ehe!«

Mir blieb die Luft weg. Der *pondu*-Geruch drang aus der Küche herein, und aus meinem würgenden Atem wurde anfallartiger Husten. Papa Pasteur musterte mich verärgert. Ich schlug mir auf die Brust, damit es aufhörte, doch es hörte nicht auf. Tantine Mireille sagte nichts, aber ich spürte, dass mich ihr Blick vor meinem nächsten bösen Fehler warnte. Papa Pasteur sprach weiter. Er klang jetzt noch ernster.

»Schwester Bijoux, wir haben lange gebetet und gefastet, und der Herr hat uns deinen künftigen Ehemann offenbart. Wir – Diakonin Mireille und Mama und Papa Mbongo – glauben, dass Gott dich für Bruder Fabrice auserwählt hat.«

Ich starrte Papa Pasteur an. In meinen Achselhöhlen sammelte sich schon der Schweiß. Heiraten?

Ich wandte mich mit einem Ruck zu Tantine Mireille. In diesem Moment blieb der Stromzähler stehen, und es wurde stockfinster. Kurze Zeit regte sich nichts mehr, und Tantine Mireille und Papa Pasteur waren gesichtslose, dunkle Figuren, die in der Schwärze schwebten. Papa Pasteur redete weiter, aber ich verstand kaum etwas, so schwer atmete ich. Ich öffnete meinen Mund, doch bevor ich etwas sagen konnte, begann es am Boden heftig zu surren und zu vibrieren. Das Handy leuchtete auf, und der Name erschien auf dem Display.

Mein Blick schnellte vom Handy zu Papa Pasteur, dessen Stimme körperlos durchs Dunkel hallte. »Wir vereinbaren einen Termin, dann könnt ihr zwei euch zusammensetzen und reden.«

Ich sah auf mein Handy hinunter und las den im Display leuchtenden Namen. Nkemjika. Das war sie. Das war Kay.